Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 5

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER BRIEFWECHSEL SIGMUND FREUD – C. G. JUNG

«Freuds Briefe sind nicht besonders wichtig ... Mir liegt tatsächlich nicht an ihrer Publikation. Als Ganzes tragen sie nichts Wesentliches zu Freuds Biographie bei.»

Dieser Überzeugung gab Carl Gustav Jung dem Autor der grossen Freud-Biographie, Ernest Jones, gegenüber Ausdruck. Er meinte damit jenen Briefwechsel, den der Begründer der Psychoanalyse mit seinem 19 Jahre jüngeren Schweizer Kollegen C. G. Jung zu Beginn dieses Jahrhunderts geführt hat. Fast vier Jahrzehnte lang blieben diese frühen Zeugnisse einer Freundschaft, einer engen Arbeitsgemeinschaft und einer tragischen Trennung unbeachtet. Freud hatte die empfangenen Jungschen Briefe wohlverwahrt ins englische Exil mitgenommen, als er im Jahre 1938 Wien verlassen musste. Und Jung wagte es nicht, «jenen verfluchten Briefwechsel», wie er ihn einmal in zorniger Aufwallung nannte, zu verbrennen. Auch er, der einst als junger Psychiater die Pioniertat des Wiener Forschers erkannt hatte, als die werdende Psychoanalyse mit den grössten Widerständen kämpfen musste, hob die Briefe des «hochverehrten, lieben Professors» sorgsam auf.

Die Tatsache, dass er die angeblich unbedeutenden Texte aus seiner und aus Freuds Feder frühestens zwanzig oder gar dreissig Jahre nach seinem Tod (d. h. nach 1991) veröffentlicht wissen wollte, nährte die Neugierde vieler. Sollten diese Briefschaften doch gewichtige oder gar sensationelle Inhalte bergen?

Die Söhne der beiden Tiefenpsychologen, Ernst Freud in London und Franz Jung in Küsnacht am Zürichsee, fanden Gründe, sich über den letzten Willen Jungs hinwegzusetzen und diese Dokumente aus der Frühzeit der psychoanalytischen Bewegung der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Eine verdienstvolle Tat zweifellos! Das trifft übrigens auch für den Herausgeber zu, der die 360 Briefe, dank der Unterstützung eines grossen Stabs von sachkundigen Beratern aus der Freud- und aus der Jung-Schule, mit informativen Fussnoten, Beilagen und Registern versah[1].

Wer sich aufsehenerregende Enthüllungen von dieser lange und mit Spannung erwarteten Publikation versprach, sieht sich in der Tat enttäuscht. Um so wertvoller ist indes der Einblick, den der stattliche Textband in den überaus spannungsvollen Arbeitsprozess der beiden Gründergestalten der modernen Seelenforschung bietet. Bezeichnenderweise ist eine prinzipielle Gegensätzlichkeit zwischen Freud und Jung von Anfang an vorhanden. Dies ist wichtig festzuhalten. Es handelt sich also nicht etwa um den «Abfall» eines untreu gewordenen «Schülers». Bei aller Bereitschaft, den Wiener Meister vor unverständigen Kritikern zu schützen, ist sich Jung schon bei Aufnahme des Gedankenaustausches im Jahre 1906 darüber im klaren, wie verschie-

den sein wissenschaftlicher Ausgangspunkt von demjenigen Freuds ist. Und Freud, der sich in seinem allerersten Brief «gerne» auf Korrekturen des jüngeren Kollegen einstellt, bestätigt die anfänglichen Differenzen im dritten Brief ausdrücklich: «Dass Sie die Schätzung für meine Psychologie nicht voll auf meine Anschauungen in der Hysterie- und Sexualitätsfrage ausdehnen, habe ich nach Ihren Schriften längst vermutet, verzichte aber nicht auf die Erwartung, Sie würden mir im Laufe der Jahre viel näher kommen, als Sie es jetzt für möglich halten.»

Während Jung im Jahre 1907 seine vornehmste Aufgabe darin erblickt, exakte Methoden für die «Grundlage einer wissenschaftlichen Popularisierung» der Freudschen Lehre auszubilden, gesteht Freud nach dem ersten persönlichen Zusammentreffen in Wien, er setze auf Jung die allergrösste Hoffnung für die Zukunft. Bei der Gelegenheit bekräftigt er im Brief vom 4. April 1907, «dass ich keinen anderen und besseren Fortsetzer und Vollender meiner Arbeit wünsche als Sie, wie ich Sie kennengelernt habe». So avanciert Jung buchstäblich zum «Kronprinzen» und rechtmässigen Nachfolger. Entsprechend eng gestaltet sich die mit aller Intensität geführte Arbeitsgemeinschaft, die sich in der gemeinsamen Besprechung von Fällen, im Ausbau der Theorie und der Praxis, in der Förderung der entstehenden Bewegung niederschlägt.

Um so schmerzlicher aber ist die Enttäuschung bei Freud – unter einem anderen Aspekt auch bei Jung, wie man dessen freimütigen autobiographischen Aufzeichnungen entnehmen kann – als sich der Freundschaftsbund nicht länger aufrechterhalten lässt. Freud muss sehen, wie dieser «Nachfolger» ganz eigene Wege geht, indem er die Ergebnisse seiner eigenen tiefenpsychologischen Forschung für wichtiger hält als die Dogmengläubigkeit, auf die Freuds Forderungen und Erwartungen letztlich hinauslaufen.

Es ist sodann dem Herausgeber zu danken, dass er sich entschliessen konnte, auch einige an Freud gerichtete Briefe der psychologisch bemerkenswert geschulten Gefährtin Jungs, Emma, geborene Rauschenbach, in diese Sammlung aufzunehmen. Diese Briefe belegen nicht nur den ehrlichen Versuch der liebenden Gattin, zwischen den beiden mehr und mehr divergierenden Persönlichkeiten zu vermitteln: «Sehen Sie in ihm (C. G. Jung) mehr als nötig den ‹Nachfolger und Vollender›? Schenkt man nicht oft viel, weil man viel behalten will?» gibt Emma Jung zu bedenken. Ihre Briefe lassen auch etwas ahnen von der psychischen Problematik der jungen Frau, die an der Seite eines «Berühmten» um ihre Selbstfindung kämpft: «Von Zeit zu Zeit plagt mich der Konflikt, wie ich mich neben Carl zur Geltung bringen könne; ich finde, dass ich keine Freunde habe, sondern dass alle Menschen, die mit uns verkehren, eigentlich zu Carl wollen, ausser einigen langweiligen und mir gänzlich uninteressanten Leuten. Die Frauen sind natürlich alle verliebt in ihn, und bei den Männern werde ich als Frau des Vaters oder Freundes sowieso sofort abgesperrt . . .» – Drückt sich darin nicht ein Verlangen nach Emanzipation aus, das Jung Freud gegenüber in so wirkungsvoller, zugleich tragischer Weise zu realisieren vermochte?

Alles in allem ist der Freud-Jung-Briefwechsel in erster Linie ein wichti-

ger Kontext zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. Innerhalb der Biographie Freuds, mehr noch in der C. G. Jungs, stellt diese zeitweilige Weggenossenschaft nur eine Episode dar. Das darf gesagt werden, wenn man die erst vor kurzem abgeschlossene dreibändige Briefausgabe zum Vergleich heranzieht, die der Walter-Verlag, Olten, von Jung herausgebracht hat (vgl. Schweizer Monatshefte, September 1972, S. 445ff.). Einerseits gilt, was Jung in dem grossen Freud-Kapitel seiner autobiographischen «Erinnerungen, Träume, Gedanken» zu Protokoll gibt: «Freud war der erste wirklich bedeutende Mann, dem ich begegnete. Kein anderer Mensch in meiner damaligen Erfahrung konnte sich mit ihm messen.» Wer sich aber andererseits mit der Fülle des Jungschen Lebens und mit den weitgesteckten geistigen Horizonten seines Werkes vertraut machen will, das sich im Austausch mit seinen Zeitgenossen spiegelt, der wird nicht beim Freud-Jung-Briefwechsel stehen bleiben dürfen, sondern zu dem ebenfalls vorbildlich edierten Briefwechsel greifen müssen, den Aniela Jaffé, Zürich, besorgt hat. Als menschliche Dokumente von hohem geistesgeschichtlichem Wert aber gehören beide Publikationen zusammen. Dies gilt selbstverständlich in gleichem Masse für die früher im S.-Fischer-Verlag herausgekommenen Briefbände, die das Leben und Schaffen Sigmund Freuds erhellen.

Gerhard Wehr

[1] Sigmund Freud – C. G. Jung, Briefwechsel, herausgegeben von William McGuire und Wolfgang Sauerländer, S.-Fischer-Verlag, Frankfurt/Main 1974.

BEMERKUNGEN ZU NEUEN «ZIVILDIENSTMODELLEN»

Die Ausgangslage ist bekannt: Mit der Zustimmung der eidgenössischen Räte zur Zivildienstinitiative der Münchensteiner Gymnasiallehrer ist die Verwirklichung eines Zivildienstes für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen nun wenigstens in den Bereich des Möglichen gerückt. Es bedurfte dazu einer jahrzehntelangen Leidensgeschichte – gekennzeichnet durch eine erhebliche Anzahl erfolgloser offizieller und nichtoffizieller Vorstösse und Initiativen. Einen gewissen Wendepunkt in der Entwicklung brachte erst das Postulat des sozialdemokratischen Nationalrates Max Arnold (1967), das nicht abgelehnt, sondern zuhanden einer Totalrevision der Bundesverfassung überwiesen wurde. Die «Münchensteiner Initiative» hat nun aber diesen Warteprozess abgekürzt und Bundesrat, Parlament und Öffentlichkeit gezwungen, das Problem nicht mehr weiter auf der langen Bank zu belassen.

Wie es bei einer ungelösten politischen Frage zu erwarten ist, hat auch das Thema Militärdienstverweigerung bzw. Zivildienst in der Schweiz seit langem die Publizistik beschäftigt – vor allem und in erster Linie die politische Presse aller Richtungen. Sich in jüngster Zeit erstmals in ausführlicherer Art und Weise des Problems angenommen zu haben, ist das Verdienst der «polis»-Reihe des Theologischen Verlags Zürich (ehemals EVZ-Verlag, Zü-

rich). Die beiden in den frühen sechziger Jahren erschienenen Beiträge[1] sind zwar nicht im Grundsätzlichen, aber in vielen auf die damaligen Umstände bezugnehmenden Einzelpunkten verständlicherweise überholt. Der selbe Verlag hat sich dann einige Jahre später wieder der Thematik zugewandt und ein recht umfangreiches Dossier unter dem Titel «Soldat in Zivil?»[2] herausgegeben. Dieses Buch – eine Sammlung prononcierter Stellungnahmen pro und kontra Zivildienst aus der Feder zum Teil prominenter Befürworter und Gegner – bildete zweifellos eine ausgezeichnete publizistische Grundlage für die zu jener Zeit eben lancierte Volksinitiative. Aber nicht nur das: «Soldat in Zivil?» vermochte die Diskussion um die damals etwas in den Hintergrund gerückte Frage wieder in Gang zu bringen. Besonderes Interesse verdient die Darlegung der Sicht des Eidgenössischen Militärdepartementes durch Hans Rudolf Kurz. Kurz kam nach einer sachlichen und differenzierten Abwägung der Faktoren zum Schluss, dass die Militärdienstverweigererfrage nach wie vor einer klaren Lösung harre.

Der Bericht des «Forum Helveticum»

Der drei Jahre später – ebenfalls im Theologischen Verlag Zürich – erschienene Bericht des «Forum Helveticum»[3] setzte bei diesem Punkt ein und führte so die Auseinandersetzung einen entscheidenden Schritt weiter. Einer Aufforderung des EMD folgend, aber in voller Unabhängigkeit, konstituierte sich unter dem Präsidium des liberalen Basler Nationalrates Peter Dürrenmatt eine Kommission, in welcher die verschiedenen Meinungen alle repräsentiert waren, und stellte sich die Aufgabe, die mit einer eventuellen Einführung eines Zivildienstes zusammenhängenden Fragen zu erörtern und Bundesrat und Öffentlichkeit einen detaillierten Bericht darüber abzustatten. Der 1973 veröffentlichte Schlussbericht vermag die geweckten Erwartungen zu erfüllen: er vermittelt einen in dieser Vollständigkeit und Ausgewogenheit bis dahin noch nicht verfügbaren Überblick über die Vor- und Nachteile, die Voraussetzungen und zu erwartenden Folgen einer Einführung eines zivilen Alternativdienstes für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen.

Zwei Bemerkungen sind hier allerdings notwendig: Der Bericht des «Forum Helveticum» liefert keine einstimmig empfohlene Lösung des Problems – aber er lässt keinen Zweifel offen über die Meinung der Kommissionsmehrheit (Befürwortung eines zivilen Ersatzdienstes für Verweigerer aus religiösen und ethischen Gewissensgründen); er befasst sich wohl mit der Frage, wie ein künftiger Zivildienst praktisch zu organisieren sei, beschränkt sich dabei aber auf einige grundsätzliche Feststellungen. Man mag dies vielleicht bedauern – andrerseits ist zu begreifen, dass die Studienkommission in weiser Selbstbeschränkung zur Erkenntnis gelangte, dass es übereilt gewesen wäre, in einem einzigen Arbeitsgang und mit dem gleichen Gremium gleich alle Details abklären zu wollen.

Das grosse Dilemma

Der Bericht, und das ist nicht sein geringstes Verdienst, zeigt unmissverständlich auf, dass es noch vor der Umschreibung der Aufgabenstellung eines

Zivildienstes unbedingt nötig sein wird, *eine* Grundfrage – die eigentliche Crux des Problems – weiterhin im Auge zu behalten, nämlich die: Wem soll das Recht zugestanden werden, anstelle des militärischen einen zivilen Dienst zu leisten?

Wenn man, wie dies die Mehrheit der Kommission wie die Mehrheit der Befürworter überhaupt es tun, davon ausgeht, dass die schweizerische Armee weiterhin eine zahlenmässig starke Milizarmee bleiben soll – dass, mit anderen Worten, der militärische Dienst die Regel, der zivile Dienst die Ausnahme darstellen soll – fällt die theoretisch einfachste Lösung, nämlich die von verschiedenen Kreisen propagierte freie Wahlmöglichkeit zwischen Militär- und Zivildienst, selbstverständlich dahin. Wenn nun keine freie Wahlmöglichkeit – wie soll dann das doppelte Ziel erreicht werden: einerseits den personellen «Aderlass» für die Armee auf ein Minimum zu beschränken, andrerseits den Verweigerern aus *echten* Gewissensgründen die Leistung eines Zivildienstes zu ermöglichen?

Die «FH»-Studienkommission offeriert zwei Varianten – beide nicht ideal, beide nicht frei von Nachteilen: die eine bestünde in der Einsetzung einer speziellen Untersuchungskommission, der der Verweigerer die Echtheit seiner Gewissensgründe glaubhaft zu machen hätte (wie kann aber das Vorliegen von Gewissensgründen zweifelsfrei glaubhaft gemacht werden?), die andere in der Forderung, den Zivildienst dadurch «unattraktiv» zu machen, indem man ihn gegenüber dem Militärdienst zeitlich erheblich verlängern würde (erhält der Zivildienst damit doch nicht wieder das Charakteristikum, das man vermeiden wollte, nämlich das Kennzeichen einer Strafe?). Immerhin – und das würde doch für die zweite Möglichkeit sprechen – käme man mit einer gegenüber der Militärdienstpflicht längeren Zivildienstpflicht um das in mancher Hinsicht unbefriedigende Prüfungsverfahren herum. Aber dennoch: welches Verfahren man schliesslich auch wählen wird – die vollkommene, allseits befriedigende Lösung zu finden wird unmöglich sein.

Trotz dieser letztlich noch völlig ungelösten Präliminarfrage sind in letzter Zeit zwei Publikationen auf den Markt gekommen, die sich bereits mit den vom «Forum Helveticum»-Bericht noch bewusst offengelassenen Problemen der praktischen Realisierung befassen. Das ist insofern zu begrüssen, als es nur möglich sein wird, die Initiative vor dem Volk erfolgreich zu vertreten, wenn man – wenigstens in groben Zügen – sich bereits im klaren sein wird, *wie* denn der einzuführende Zivildienst de facto aussehen soll und inwiefern auch der Zivildienstleistende der staatlichen Gemeinschaft – wenn er sich schon nicht zur Sicherung der militärischen Abwehrbereitschaft zur Verfügung stellen will – nützliche Dienste leisten kann.

Probleme der praktischen Realisierung

Hier nun wäre zunächst hinzuweisen auf Heft 7 der «Studien und Berichte» des Instituts für Sozialethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK)[4]. Der Untertitel des Heftes («Überlegungen zu einem Organisationsmodell») umschreibt exakt den Sinn und Zweck der Studie: auch hier wird dem Leser *kein* fertiges, ein für alle Male gültiges Modell für einen schweizerischen Zivildienst vorgesetzt.

Was das Institut für Sozialethik stattdessen erarbeitet hat, ist bescheidener, aber realistischer und in der gegenwärtigen Diskussionsphase viel nützlicher. Es ging den Verfassern darum, noch einmal, aber diesmal systematisch und in knapper, übersichtlicher Art, die *praktischen Probleme* auszubreiten, die sich im Zusammenhang mit der Einführung eines wie auch immer gearteten Zivildienstes stellen. Diese Absicht zeigt sich schon im ersten Kapitel der Broschüre («Schaffung eines Zivildienstes oder Lösung des Verweigererproproblems?»), wo darauf aufmerksam gemacht wird, dass hinter dem Begriff «Zivildienst» zwei grundverschiedene Konzeptionen stehen (einerseits Zivildienst als Ersatzlösung für Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen und andrerseits Zivildienst als nationaler «Dienst an der Gemeinschaft»). Noch deutlicher als im Bericht des «Forum Helveticum» wird ersichtlich, dass es der Kompromissbereitschaft aller Seiten bedürfen wird, um einen gangbaren und allseits akzeptablen Weg zu einem Zivildienst zu finden.

Dass diese Abklärung der Problematik in sachlicher und nach allen Seiten hin unbestechlich kritischer Weise geschieht, verdient besonders hervorgehoben zu werden; Heft 7 des SEK sollte allen Interessierten und politisch Zuständigen als Pflichtlektüre vorgeschrieben werden – als Mittel zu einer durchaus begrüssenswerten «Verunsicherung» apodiktischer Meinungen.

Stellungnahme aus den Kreisen der Zivildienstbewegung

Woran sich weder das «Forum Helveticum» noch das Institut für Sozialethik des SEK gewagt haben, das hat nun vor kurzem die «Schweizerische Vereinigung für internationalen Zivildienst» unternommen: nämlich *konkrete Vorschläge* zur Schaffung eines Zivildienstes in der Schweiz zu unterbreiten[5]. Die genannte Organisation ist im Prinzip dazu zweifellos legitimiert, ist sie doch Zweig des «Service Civil International» (SCI), der seit mehr als fünfzig Jahren in verschiedenen Ländern und Kontinenten Zivildienste durchführt. Die «Ideologie» des SCI ist diejenige eines aktiven Pazifismus, eines praktischen Bemühens, «Verhältnisse zu schaffen, welche den Krieg verunmöglichen» (eine ausführliche Selbstdarstellung des SCI findet sich im Anhang der Broschüre).

Es ist klar, dass den Zielen einer solchen Organisation unvermeidlicherweise utopische Züge anhaften – in diesem Falle Züge einer sympathischen und wahrscheinlich auch notwendigen Utopie. Dass man damit, wie mit jeder Zukunftsvision, mit der komplizierten und unvollkommenen Realität in Konflikt gerät, versteht sich ebenso von selbst. Angewandt auf den vorliegenden Beitrag zur Zivildienstfrage heisst dies nichts anderes, als dass die Gefahr besteht, Modelle zu entwerfen, die in hartem Kontrast zur Wirklichkeit, das heisst zur äusserst pragmatischen und Visionärem nicht eben gewogenen schweizerischen Politik steht. Um den Vorschlägen der «Schweizerischen Vereinigung für internationalen Zivildienst» gerecht zu werden, sollte man sich dieses Spannungsfeldes bewusst sein.

Schon in der vorhin erwähnten SEK-Studie wurde auf den tiefgreifenden Gegensatz innerhalb der Zivildienstbefürworter der verschiedenen Schattierun-

gen hingewiesen. Das «Zivildienstkonzept» des schweizerischen SCI-Zweiges lässt sich, gemäss Aussage des SEK-Heftes, als die formulierte Vorstellung der Anhänger einer grundsätzlich *neuen Dienstpflichtlösung* («Dienst an der Gemeinschaft») charakterisieren. Das primäre Ziel lautet hier nicht: Lösung der Militärdienstverweigererfrage, sondern: Neuumschreibung und -konzipierung der Dienstpflicht (auch der militärischen) im ganzen. Es werden keine Zweifel offen darüber gelassen, dass für die Verfasser und die hinter ihnen stehenden Kreise die zurzeit gültige schweizerische Wehrpflicht (hier «Gesamtverteidigungspflicht» genannt) nicht akzeptabel ist – ebenso wenig auch ein Zivildienst, dem nur die Funktion eines «Ersatzdienstes» für wenige Militärdienstverweigerer aus Gewissensgründen zugedacht wäre. Denn schon in den Vorbemerkungen wird festgestellt: «... anhand gewisser Grundüberlegungen versuchen wir aufzuzeigen, dass nur ein freiwilliger, aufbauender Friedensdienst – als Bestandteil einer umfassenden Friedenspolitik – dem Ziel eines weltweiten Friedens gerecht werden kann.»

Die grundsätzlichen Vorteile des «Zivildienstkonzeptes» – die Begründung und ausführliche Darlegung einer Alternative zur heute gültigen Regelung – enthalten auch zugleich die (schwerwiegenden) Nachteile: Grundsätzliche Alternativen lassen sich in der Schweiz – auf kurze und mittlere Frist jedenfalls – nicht durchsetzen. Was sich hier und heute allenfalls verwirklichen lässt, sind bestenfalls kleine Schritte. Unnötig zu erwähnen, dass dies ganz besonders für den ganzen Bereich der Wehrpflicht, des Militärischen überhaupt, gilt. Der gewichtigste Einwand, der unseres Erachtens gegenüber dem SCI-Papier vorgebracht werden kann, bezieht sich genau auf diesen Punkt: es scheint, dass man sich nur ungenügend und oberflächlich mit der militärischen Seite der ganzen Sache beschäftigt hat. Denn die Verwirklichung des «Zivildienstkonzeptes» des SCI brächte es zweifellos mit sich, dass – infolge der unbedingten Priorität, die man den zivilen Dienstleistungen einräumt – die militärische Landesverteidigung der Schweiz in ihrer gegenwärtigen und von der Mehrheit des Volkes gutgeheissenen Form, der Milizarmee nämlich, nicht mehr gewährleistet wäre. Halten die Leute des SCI die Armee für überflüssig? Oder befürworten sie eine zahlenmässig kleine, aber hochgerüstete Berufsarmee? Eine eindeutige Auskunft darüber ist in der Broschüre nicht zu finden. Nun – wie auch immer eine solche Antwort ausfallen mag: erst wenn sie klar und ehrlich gegeben vorliegen wird, können die Verfasser erwarten, als ernsthafte Diskussionspartner akzeptiert zu werden. Solange dieser Stellungnahme ausgewichen wird, besteht die Gefahr, dass von vielen die ganze Arbeit des SCI-Konzeptes in Bausch und Bogen abgelehnt werden wird; was denn doch zu bedauern wäre, da, wie erwähnt, die Studie eine Anzahl interessanter Vorschläge enthält.

Schlussbemerkung

Sowohl die hier gestreiften wie auch die nicht berücksichtigten Beiträge zur Zivildienstfrage illustrieren zumindest *eine* Tatsache mit aller wünschbaren Deutlichkeit: das grundsätzliche Ja zur Einführung eines Zivildienstes bedeutet in keinem Falle auch schon die *praktische*

Lösung des ganzen Problems. Allfällige Illusionen in dieser Hinsicht zerstört und die sich nun stellenden Probleme exponiert und geordnet zu haben, ist das Hauptverdienst der hier vorgestellten Untersuchungen. Beim derzeitigen Stand der Auseinandersetzungen *mehr* zu wollen, beispielsweise bereits eine detaillierte Regelung für einen Zivildienst zu entwerfen, wäre nicht von grossem Nutzen. Denn wenn man dem Zivildienst in der kommenden Abstimmung überhaupt eine Chance einräumen will, kann dies nur durch die Präsentierung eines gründlich durchdiskutierten, von Illusionen freien, vorsichtigen, aber zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten nicht verbarrikadierenden Vorschlags geschehen – wahrhaftig keine einfache Aufgabe. Wenn es auch von Ungeduldigen als bitter empfunden wird: die – bundesrätlichen Worten zu entnehmende – Verschiebung eines Volksentscheides auf das Jahr 1976 scheint aus diesen Gründen kein unkluger Entscheid gewesen zu sein.

Theo Kunz

[1] Paul Huber, Auch sie lieben die Heimat / Dienstverweigerer wollen Zivildienst leisten, Polis 6, EVZ-Verlag, Zürich 1964. – Bundesverfassung und Militärdienstverweigerung, Polis 19, EVZ-Verlag, Zürich 1964. – [2] Soldat in Zivil? 21 Beiträge verschiedener Autoren, herausgegeben von Marc Häring und Max Gmür, EVZ-Verlag, Zürich 1970. – [3] Forum Helveticum, Militärdienst – Zivildienst – Gewissensverpflichtung, Polis 45, Theologischer Verlag Zürich, Zürich 1973. – Forum Helveticum, Pour un service civil, Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1974. – [4] Zivildienst in der Schweiz / Überlegungen zu einem Organisationsmodell, Studien und Berichte aus dem Institut für Sozialethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, 7/ März 1973, Bern 1973. – [5] Schweizerische Vereinigung für internationalen Zivildienst, Zivildienstkonzept / Vorschläge zur Schaffung eines Zivildienstes in der Schweiz, Basel 1974.

PANSYNOPTIK, EIN NEUES WELTBILD

Meditationen von A. Nida-Rümelin

Die materielle Selbstgefährdung und der wirre Geisteszustand der heutigen Menschenwelt werden manchem edlen Geist zum Antrieb, auf Rettung und Ordnung zu sinnen. Als ein solcher darf *Artur Nida-Rümelin* gelten, dessen «*Pansynoptische Meditationen*»[1] im Untertitel «ein neues Selbstverständnis des Menschen zur Befreiung aus seiner Existenzkrise» verheissen. Nida-Rümelin ist ein am Starnberger See wohnender Architekt, also auf dem Gebiet der Philosophie noch in höherem Grade Aussenseiter als der im Aprilheft gewürdigte Schweizer Hans F. Geyer. Er teilt seine Meditationen in Form von Briefen an eine verheiratete Freundin mit, der er beiläufig die Eifersucht auf eine Schülerin des Gatten ausredet. Dies und anderes Private vermischt sich seltsam mit den universell (pansynoptisch) ausgreifenden Gedankengängen zum Menschheitsthema. Die zwischen den Textseiten eingefügten, vom Verfasser stammenden photographischen Aufnahmen, mehrheitlich Naturstimmun-

gen, mögen als Hinweise auf die ihm vorschwebende schönere und bessere Welt aufzufassen sein.

Meditation definiert Nida-Rümelin als «Versenkung in tiefere Bewusstseinsstufen und das dadurch bewirkte Heraufholen tieferer Einsichten, als es rationales Denken und Reflektieren zu bewirken vermögen». Indem er sich in die tieferen Bewusstseinsstufen versenkt, erkennt er sie in ihrer kosmischen Bedeutung und entwickelt daraus sein primär intraspektives (meditatives), sekundär extraspektives (im gewöhnlichen Sinn wissenschaftliches) «Stufenbild des Kosmos», das dem Menschen zu neuem Selbstverständnis verhelfen soll. Folgendes sind die acht Stufen, das heisst Grundzustände des Seins: erstens die aus dem All-Einen (Gott) hervorgegangene Ur-Strebung (Auseinanderstreben der «Unendlich-Vielen», Expansion des Kosmos), zweitens die Ur-Bindung (Anziehung, Zueinanderstreben), drittens die Sammlung, die Vielheit (Stufe der Zahlform, der Häufelung), viertens die Kraftwerdung (Stufe der elementaren Teilchen), fünftens die Kraftbindung und Absonderung (Stufe des Atoms), sechstens Wandel und Formung (Stufe von Kristall und Zelle), siebentens die Gestaltung zum differenzierten Organismus (Pflanzen, Tier und Mensch), achtens der Staat, dessen wahres Wesen erst zu schaffen ist. «Jede Stufe», erläutert der Verfasser, «gestaltet sich mit allen ihren Eigentümlichkeiten in jeder ihr folgenden auf eine jeweils andere eigentümliche Weise modifiziert, und jede Modifikation ist weiterhin, in differenzierten ‹Mischungsverhältnissen›, beliebig mehrfach modifizierbar.» In tabellarischer Übersicht verzeichnet er die kosmischen Ziele, die Erscheinungsformen und Wahrnehmungsmedien der einzelnen Stufen, die ihnen entsprechenden Modifikationen auf der Menschenstufe und die zugeordneten Künste, Grundwissenschaften, Charaktertypen, Staatsformen, Hypertrophierungen und Gefahren. Als Grundwissenschaft der achten Stufe erscheint die von ihm inaugurierte Synoptik, die Zusammenschau des intra- und extraspektiven Wissens. Unter Ablehnung des cartesianischen Dualismus setzt er die materiellen und geistigen Begriffskategorien als identisch voraus.

Es gilt nun, meint Artur Nida-Rümelin, die auf unserer Menschenstufe modifiziert fortwirkenden Gesetzlichkeiten und Tendenzen der früheren Stufen angemessen zu berücksichtigen, die Hypertrophie einer einzelnen Stufentendenz zu vermeiden, dann werden wir auf der achten Stufe das Reich des Menschen gründen, in welchem friedliche Evolution, Toleranz und Harmonie herrschen werden. Die Maximen und Forderungen, die er aus dieser Zielvorstellung heraus formuliert, sind im wesentlichen vernunftmässig einleuchtende. Das Gute, erklärt er, sei die Folge des Erkennens, dass wir eines sind, nämlich aus dem All-Einen stammen. Freiheit bekunde sich in vernünftiger Entscheidung zwischen Ja und Nein. Es sei uns aufgetragen, den Garten unserer Erde zum Kunstwerk zu machen. Die Menschheit bedürfe einer einheitlichen Führung, eines Weltstaates. Noch sei sie jung, «ein junger Mann, der in der Pubertät den Kopf verliert». Wir sollen uns in Verantwortlichkeit üben, auf Gewalt und auf den Anspruch, absolute Wahrheit zu besitzen, verzichten.

Solche Sätze sind gewiss nicht neu, also nicht erst auf dem Boden pansynoptischer Meditation gewachsen. Er-

halten sie, wie der Verfasser offenbar glaubt, auf diesem Boden erst die rechte Begründung und Wirkungskraft? Einen unverächtlichen Wahrheitsgehalt hat seine Stufenlehre wohl darin, dass der Geist in der Weise der aristotelischen Entelechie oder so, wie es Spinoza und neuere Identitätsphilosophen sich vorstellen, den Weltprozess durchwaltet und dass dessen vormenschliche Stufen im Menschen fortwirken. Zweifelhaft ist dagegen, ob sich diese Wirkungen so sicher nachweisen und so zweckmässig dosieren lassen, wie er wahrhaben will. Die von ihm vorgebrachten Beispiele zeugen teilweise von Scharfsinn, teilweise muten sie aber auch absonderlich oder künstlich an. So wenn er behauptet, sich durch Rückzug auf die erste Stufe, auf der es nach ihm weder Zeit noch Raum gibt, allem leiblichen Schmerz entziehen zu können. Oder wenn er die Kinderlosigkeit der Briefempfängerin als «Unerfülltsein der Modifikation des Grundgesetzes der ersten Stufe in der Ebene des Weibes» deutet, weil er in der Trennung des Kindes von der Mutter eine Auswirkung des Grundgesetzes der ersten Stufe, des Gesetzes der Abstossung, erblickt. Und was profitiert die Ethik von Nida-Rümelins Stufenlehre? Sein kategorischer Imperativ lautet: «Entscheide jeweils so, wie es nach den Stufen, die in Dir leben, nach dem Vermögen Deines Urteils richtig ist.» Es wird schwer fallen, bei den Entscheidungen, vor die wir täglich gestellt sind, die Stimmen der so kompliziert wirkenden Stufen zu unterscheiden und sie gegeneinander abzuwägen.

Die Hochachtung, die dem Verfasser aufgrund der immerhin gedankenreichen Stufenlehre zu zollen ist, wird durch die im letzten Teil des Buches vorgetragene Rhythmenlehre leider nicht vermehrt. Nida-Rümelin präsentiert da – wieder als Ergebnis meditativen Bemühens – ein Gesetz der Rhythmusjahre, wonach in der Geschichte, aber auch im Leben des einzelnen, ein Rhythmus von jeweils dreissig Jahren, mit Unterschwingungen von viermal siebeneinhalb Jahren, herrscht. Die in dreissigjährigem Abstand wiederkehrenden «Sternjahre» sind gekennzeichnet durch Ereignisse von Aufbruchs- und Fortschrittscharakter, in geringerem Masse auch die Zwischensternjahre der Unterschwingungen. In genauem Wechsel mit den grossen und kleinen progressiven Schwingungen machen sich konservative Gegenschwingungen bemerkbar. Die von Nida-Rümelin angeführten Daten vermögen jedoch summa summarum nicht zu überzeugen. Ereignisse wie die schottischen und englischen Unruhen um 1638, die Attentate auf den deutschen Kaiser von 1878 und die Wirren von 1908 genügen dem Verfasser, um von Sternjahren zu reden, während ebenso grosse oder grössere Ereignisse, die sich nicht in seine Rhythmusschema einfügen, darunter die russische Revolution von 1917, unbeachtet bleiben. Zudem erhebt er, wenn es ihm in die Reihe passt, einfach die Geburtsjahre progressiv gesinnter Männer in den Rang von Sternjahren, so in den Fällen des indischen Königs Asoka, dessen Geburtsjahr übrigens unsicher ist, und Papst Nikolaus' V. Ohne nähere Erklärung wird der geschichtliche Rhythmus auf das kollektive Unbewusste zurückgeführt.

Etwas vom Klügsten in dem Buch ist die Bemerkung, dass die richtigen und guten Gedanken als uninteressant empfunden werden, das Absurde jedoch reizvoll wirkt. Dies lässt sich mutatis

mutandis gegen Nida-Rümelin selber wenden. Man wird seine Stufen- und Rhythmensysteme nicht gerade absurd nennen dürfen, aber sie sind das Interessante, Originelle und zugleich Fragwürdige an seinem Werk, wogegen ihm die auch vorhandenen nichts-als-vernünftigen Gedanken schwerlich Jünger zuführen werden. Der interessanten Systeme gibt es indessen schon viel zu viele. Angesichts ihres unabsehbaren Wettbewerbs erhebt sich die Frage, woher die Philosophen den Mut nehmen, immer wieder neue anzubieten.

Robert Mächler

[1] A. Nida-Rümelin, Pansynoptische Meditationen, ein neues Selbstverständnis des Menschen zur Befreiung aus seiner Existenzkrise, Ramòn F. Keller Verlag, Genf 1973.

EINZELGÄNGER IM RAHMEN DES DURCHSCHNITTLICHEN

Zum Roman «Fundplätze» von Werner Schmidli

Werner Schmidli, geb. 1939, hat bisher zwei Romane veröffentlicht: «Meinetwegen soll es doch schneien» (1967) und «Das Schattenhaus» (1970), die, in lockerer Fortsetzung, eine Art Familienroman bilden, die Geschichte einer isolierten, freudlosen Kleinstfamilie unserer Zeit erzählen. «Fundplätze», der eben erschienene neue Roman, ist ohne Zweifel nicht nur Schmidlis umfangreichstes, sondern auch sein anspruchsvollstes Werk: eine Art Zusammenfassung, eine grossangelegte Coda dessen, was er bisher geschrieben hat[1]. Vom Thematischen her markiert das Buch auf jeden Fall keinen Bruch mit dem Bisherigen: Schmidli bleibt auch hier dem Lebenskreis treu, dessen Chronist er in seinen früheren Büchern geworden ist: dem Kreis der kleinen Leute, kleinen Verhältnisse; sein Thema ist (und das stellt in der gegenwärtigen deutschschweizerischen Literatur bekanntlich eine Ausnahme dar) der Arbeiter: allerdings nicht als klassenbewusster Proletarier, nicht als Vertreter eines geschlossenen Standes, sondern ausgestattet mit durchaus bürgerlich anmutenden Tendenzen und Wünschen, einem starken Streben nach Aufstieg und Anpassung, nach Besitz und Ordnung – der Arbeiter als Kleinbürger. In den «Fundplätzen» ist diese «Öffnung nach oben hin» ganz deutlich: da sind die verschiedensten Stufen des sozialen Aufstiegs vertreten, vom einfachen Arbeiter über den Angestellten bis zum aus kleinen Verhältnissen stammenden Unternehmer – und bis zur Generation der Söhne, die das mit Fleiss und Härte Erworbene als Gefängnis erfährt und in Frage stellt.

«Stork sagt plötzlich sehr laut, während die andern die Karten aufnehmen, ruhig sind: Mein Vater ist noch Maurer gewesen ... Maurer ... und ich Buchhalter!

Von der Maurerkelle bis zu den Zahlen ... ein weiter Weg, sagt Charly.

Mein Sohn hätte Techniker werden können, sagt Stork. Diese Geschichte

kennen wir, Stork, sagt Fritz ohne aufzusehen.»

Gelegenheitsarbeiter sei der Sohn, der Techniker werden sollte, erfährt der Leser später – und einer am Stammtisch fügt bei: «Alle Schuld kann man den Eltern nicht geben.» Eine Generationenfolge, welche, im Milieu der Nebenfiguren angesiedelt, das Thema formuliert, das Schmidli immer wieder beschäftigt, das ihn zu immer andern Gestaltungen zwingt: das Aufstiegsstreben als eine Kraft, die nicht befreit, sondern einengt, Drang nach immer mehr Besitz als Ursache einer permanenten Gefangenschaft.

Der Begriff der «schweizerischen Enge» ist in den letzten Jahren immer wieder besprochen und dargestellt und dabei reichlich strapaziert worden; auch Werner Schmidli, so könnte man sagen, variiert ihn in seinen Werken, allerdings ohne ihn direkt zu nennen und, was wichtiger ist, ohne die Zwischentöne der nationalen Selbstkritik, wie sie sich sonst unweigerlich einstellen, sobald das Stichwort «Enge» fällt: die Enge, die er in seinen Werken darstellt, ist nicht ein Produkt der kleinstaatlichen Dimensionen, sondern der sozialen Verhältnisse, bedingt durch die Erfahrung materieller Bedrängnis zur Zeit der Weltwirtschaftskrise, die Abhängigkeit des Arbeitnehmers – aber auch, jenseits des sozialen Bereichs, durch die Wiederholung des Immergleichen, wie sie sich einstellt, sobald der Mensch sesshaft wird und wie es sie überall geben kann. Aber eigenartig genug: obgleich Schmidli es unterlässt, von «typisch schweizerischen» Eigenschaften zu reden, ist es doch unverkennbar ein Stück schweizerische Wirklichkeit, was er mit Genauigkeit, ja fast zwangshafter Akribie beschreibt: Ordnungsliebe, Rechtschaffenheit, Leistungswille, Abhängigkeit von festen Gewohnheiten und der Meinung der andern: ein säkularisierter Puritanismus, ergänzt, aber nicht erweicht durch den Lebensgenuss der Konsumgesellschaft.

Wenn sich das neue Werk im Thematischen eng an das frühere anschliesst, so zeigt doch die Form einen neuen Ansatz: erstmals verzichtet Schmidli auf die gradlinige Erzählung, bezieht den Prozess des Erzählens mit ein, lässt das Werden des Buches zum Bestandteil, zeitweilig geradezu zum Hauptthema werden. Der Erzähler – in dem ohne starke Verfremdung und Maskierung Schmidli selber zu erkennen ist – findet auf einer Kehrichtablage zwei Koffer mit Kleidern und persönlichen Gegenständen und Dokumenten, offenbar früherer Besitz eines jungen Mannes, der vor einigen Jahren aus der Schweiz emigrierte. Fasziniert von seinem Fund (wie überhaupt von allem Weggeworfenen und Unbrauchbaren, den Abfallprodukten des menschlichen Lebens) sucht er sich aus den Requisiten eines abgelegten Lebens einen Lebenslauf, einen Charakter und eine Umwelt zusammen, stellt sich vor, wie das Leben des jungen Wolfgang Schuck ausgesehen haben könnte, und geht schliesslich, halb Reporter, halb Detektiv in eigener Sache, den Lebensspuren nach, besucht Kneipen, wo man den Jungen kannte, befragt Leute, die mit ihm zusammengetroffen sind: aus Vorstellung und Recherche ergeben sich die Varianten eines möglichen Lebens.

Neu ist diese Weise des Erzählens freilich nicht, sie ist – wie überhaupt die meisten modernen Techniken –

bereits vielfach erprobt, ihre Anwendung weder Experiment noch Wagnis mehr. Nicht dass der Autor diese vergleichsweise moderne Form anwendet, ist deshalb von Wichtigkeit: entscheidend ist, was für eine Funktion er ihr geben kann. Ein Leben nach seinen spärlichen Spuren und Spiegelungen zu rekonstruieren, die Rekonstruktion selbst als Kontrapunkt einbeziehend, das könnte ein Werk von Vielfalt und Widersprüchlichkeit geben, eine spannungsreiche Demonstration der verschiedenen Möglichkeiten, die dem Menschen offenstehen. Und Schmidli entwirft tatsächlich verschiedene Varianten, wie sich das Leben Wolfgang Schucks abgespielt haben könnte: was er sich zuerst, anhand der Gegenstände frei phantasierend, vorstellte, wird durch die spätere Recherche korrigiert; Wolfgang Schuck ist, solange ihn sich der Autor vorstellt, mehr ein unangepasster Träumer, einer, der von der Wiederholung und dem Festgelegten zurückschreckt – in der Erzählung derer, die ihn kannten, erhält er eher etwas Aufwieglerisches, versteckt Rebellisches («Nestbeschmutzer» nennen ihn seine Bekannten und wollen ihn vergessen, weil er ihnen ihre Anpassung und Unterwerfung vorhielt). Aber letztlich führen doch alle Wege, die der Autor geht, alle Möglichkeiten, die er für seine Figur entwirft, zum gleichen Ende: in die Enge, in die Gefangenschaft von Ordnung und Gewöhnung; sie holen Wolfgang Schuck sogar in Australien ein, so dass ihm nichts anderes bleibt, als nach einigen Jahren auch von dort wieder zu fliehen.

Das Buch hat denn auch etwas eigenartig Monotones an sich, etwas von der Gleichförmigkeit, die in der Wiederholung und Variation des Unveränderlichen liegt. Und seine Monotonie wird noch dadurch verstärkt, dass Schmidli ausgesprochen langsam erzählt, die Erzählung über breite Strecken fast nur in Gesprächen entwickelt: in Gesprächen am Familientisch, in der Wirtshausrunde; in ganz epischen Gesprächen, denen, noch wo sie zu Streitgesprächen werden, jede dramatische Zuspitzung fehlt. Seine Figuren reden, wie die Leute eben reden, in festen Wendungen, vorgeprägten, immer wiederholten Sätzen; Sprache ist nicht persönlicher Ausdruck, sondern übernommene Norm, in der eine fixierte Haltung ihren Niederschlag gefunden hat. Da gibt es kaum einen Satz, der originell wäre, kaum einen, den man, so oder ähnlich, nicht in ganz anderem Zusammenhang schon gehört hätte oder in anderem Zusammenhang anwenden könnte. Beispielsweise:

«Es ist wirklich schade, dass es regnet, findet Wolfgang. Die andern geben ihm sofort recht.

Ausgerechnet heute, findet der Freund des Kollegen des Vaters. Man kann es nicht ändern.

Die Gastgeberin reicht Gebäck herum. Ihr seid alt genug, zuzugreifen, sagt sie. Ich muss euch nicht darum bitten.»

Da ist Sprache bar jeden Anspruchs auf Einmaligkeit, vertauschbar: sie erstickt alles Leben in der Wiederholung, in einer lähmenden Banalität. Schmidli hält seinen Stil, dies hartnäckige Arbeiten mit vorgeformtem Sprachmaterial (wie er es erstmals in einem schmalen Bändchen mit Kurzprosa «Sagen Sie nicht, beim Geld hört der Spass auf» erprobt hat) mit einer erstaunlichen

Konsequenz durch – mit einer Konsequenz, die freilich nicht ganz ohne Risiko ist: über Dutzende von Seiten nicht nur in der Alltagssprache, sondern in der Alltagsphrase zu verharren, das wird kaum ohne Ermüdung, ohne eine leise Langeweile des Lesers abgehen können. Dem Buch fehlt denn auch das Element der Spannung in einem Ausmass, wie dies für einen umfangreichen Roman, der nicht eigentlich experimentell ist, sondern durchaus seinen Leser ansprechen will, ungewöhnlich und auch nicht ganz ungefährlich ist. Aber es wäre schade, wenn sich der Leser durch die stellenweise Monotonie abschrecken liesse: denn umgekehrt gelingt Schmidli gerade dadurch, dass er die Sprache so völlig im Banalen belässt, etwas ziemlich Seltenes. Dass er in seinem «Helden» einen Aussenseiter zeichnet und die komplizierte Beziehung seiner Umgebung zu ihm darstellt, das freilich ist nichts Ausserordentliches: die gegenwärtige Literatur scheint ja fast nur mit Aussenseitern bevölkert zu sein. Ungewöhnlich aber ist, dass dieser Aussenseiter nicht philosophisch und psychologisierend reflektiert, sondern ganz sachlich und ohne explizite Analyse dargestellt wird. Was Plastizität und Lebendigkeit der Figur angeht, reicht die Figur des Wolfgang Schuck wohl nicht an andere literarische Gestaltungen des Aussenseiterischen heran: aber es dürfte kaum ein zweites Buch geben, in dem das Einzelgängerische so sehr im Rahmen des Durchschnittlichen und Unbedeutenden belassen wird. Wolfgang Schuck hat zwar die Begabung zum Kunsthandwerk mitbekommen, aber er ist kein Künstler, weder Prophet noch Intellektueller, kein Zigeuner und kein Weltverbesserer (lauter Masken, die das Einzelgängerische in den letzten Jahren häufig trägt); das Unbehagen in der Norm und in der Gewöhnung ist in diesem Werk nicht Privileg der bedeutenden oder auch nur ausgefallenen Persönlichkeit, sondern wird im halb Verborgenen, in einem bei aller Normwidrigkeit unauffälligen Leben gelebt. Man möchte die «Fundplätze» aus diesem Grund ein ganz un-elitäres Buch nennen. Und das soll beileibe kein Tadel sein!

Elsbeth Pulver

[1] Werner Schmidli, Fundplätze, Roman, Benziger-Verlag, Zürich 1974.

HINWEISE

Festschrift für Norbert Fuerst

Unter dem Titel *Texte und Kontexte* haben Durzak, Reichmann und Weisstein im Francke-Verlag eine Festschrift zum 65. Geburtstag des in Indiana lehrenden Komparatisten Norbert Fuerst herausgegeben. Sie enthält u.a. Arbeiten von Frederick J. Beharriell über Kafkas «Urteil», Erich Heller über Schopenhauer und Nietzsche, Konrad Kenkel über Hofmannsthal, Irina Kirk über Hesses «Demian», Heinrich Meyer über Wertungsfragen, Frank G. Ryder über Hölderlin, Christa Saas über Trakls Gedicht «Am Abend», Oskar Seidlin über Brentano, Newton P. Stallknecht über Coleridge, Stevens und Marianne Moore, Werner Vortriede über das Spinnen-Motiv in

Gedichten von Hofmannsthal und Keller, Benno von Wiese über Woyzeck, Bibliographie des Jubilars und Register. Der in Homburg (Saar) geborene Norbert Fuerst hatte in Würzburg studiert, war 1935 in die Vereinigten Staaten emigriert und hatte 1937 einen Ruf an die Indiana-Universität in Bloomington angenommen; er lehrt seither dort deutsche Literatur und Komparatistik.

Neue Dürrenmatt-Monographie

In der fast unübersehbar gewordenen Dürrenmatt-Literatur wird die Monographie von *Ulrich Profitlich* mit dem Untertitel «Komödienbegriff und Komödienstruktur, eine Einführung» (Kohlhammer, 1973) ihre Bedeutung behalten; denn sie ist klug und gut geschrieben, wirkt in der Ausdrucksweise nicht aufgebläht, zeugt als Untersuchung von viel Sorgfalt und, was selten ist, von gleichsam freundschaftlicher Distanziertheit; man spürt, wie Dürrenmatt achtungsvoll, aber nie unkritisch betrachtet wird.

Wie kommt ein Wissenschafter, der Begriffe und Strukturen im Auge hat, einem Dichter bei, der «denkerisch nicht stubenrein» ist, wie der Betrachtete und der Betrachter (S. 8) glücklicherweise beide nicht verhehlen wollen? Profitlich versucht, aus der Not eine Tugend zu machen: über Dürrenmatts selbstinterpretierende Aussagen hinauszukommen, ihre Widersprüchlichkeit zu sehen, diese Widersprüche ernst zu nehmen. Dabei benutzt er allerdings doch fleissig die theoretischen Erklärungen des Dichters, und, mit der nötigen Vorsicht, die Interviews. Nachzutragen wäre hier das auch für das vorliegende Thema interessante Gespräch mit Peter André Bloch im Buch «Der Schriftsteller und sein Verhältnis zur Sprache» (Francke 1971).

Stilistische, dramaturgische Überlegungen, Aufführungsfragen, kurz Kommentare zu den Dichtungen in ihrer Funktion als Theaterpartituren sind dabei leider selten. Im zweiten Kapitel «Komödie als ‹Welttheater›» (die andern Kapitel heissen: «Kontraste und Paradoxien», «Die Narren», «Die ‹widerlegten› und die ‹wirklichen Helden›», «Komische und nichtkomische Figuren», «Die Komödienausgänge») hätte man mehr über Theaterfragen erwarten können. Doch Profitlich versucht, Dürrenmatt eben im Grunde doch stubenrein, will sagen hörsaaltauglich zu machen.

Modern German Authors

Hier ist eine originelle und nachahmenswerte verlegerische Initiative anzuzeigen: bei dem Verlag Oswald Wolf in London erscheint in englischer Sprache die Serie «Modern German Authors», in der vorwiegend über neuere deutsche Schriftsteller orientiert wird. Uns liegen die Bände «Hermann Hesse – The man who sought and found himself» von *Walter Sorell* sowie «Erich Kästner» von *R. W. Last* vor. Eine knappe biographische Zusammenfassung ist gefolgt von einer Darstellung und Interpretation des Werks. Eine sorgfältig ausgewählte kleine Bibliographie beschliesst jeweils die Darstellung, die dem englischsprechenden Leser auf erfreulich unkomplizierte Weise zur Hand geht, wenn er sich über deutsche Autoren orientieren will.